



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kordon, Franz: Afghanistan : Schilderungen und Skizzen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

aber er wurde von jetzt ab, ohne daß er es merkte, von Geheimpolizisten auf Schritt und Tritt bewacht, und die geheime Polizei spann ihre Fäden überall hin, beobachtete namentlich Brüssel und London als die Sitze revolutionärer Komitees, die von dort immer wieder ihre Mordgesellen gegen den König aus- sandten (S. 334f.).

Gewiß, er war die stärkste Säule der monarchischen Ordnung in Europa. Das betonte er mit vollem Bewußtsein auch durch seine feierliche Krönung in Königsberg am 18. Oktober 1861, die er an die Stelle der alten Huldigung der Stände setzte, weil dieser eine Bestätigung ihrer Rechte hätte vorausgehn müssen, die sich mit der modernen Verfassung nicht vertrug. Er wollte damit ebensowohl sein Königtum von Gottes Gnaden gegenüber der liberalen Auf- fassung wie seine Selbständigkeit gegenüber Österreich betonen. Die Krönung selbst machte auf alle Zuschauer durch die Würde der Zeremonie wie durch die imponierende Ruhe und Majestät des Königs den tiefsten Eindruck; Hohen- lohe selbst, der an diesem Tage den Dienst hatte und beim Verlassen der Schloßkirche unmittelbar vor ihm ging, staunte, „wie wunderbar schön“ der König im Krönungsmantel, mit der Krone auf dem Haupte, den Reichsapfel und das Zepter in den Händen, ausah. Der König selbst aber erinnerte sich dabei auch der leidvollen Jahre 1806/07, die er teilweise im Königs- berger Schlosse verlebt hatte, und das steigerte noch seine ernste, weisevolle Stimmung.

(Schluß folgt)



## Afghanistan

Schilderungen und Skizzen von Franz Kordon



Afghanistan gehört zu den im Innern Asiens liegenden Ländern, über die die öffentliche Meinung in Europa nur sehr oberflächlich und mangelhaft unterrichtet ist, obwohl sein Name in der großen Presse ziemlich häufig genannt wird, weil alle Welt weiß, daß England und Rußland, diese auf ihre Macht und ihren Einfluß eifersüchtigen Nebenbuhler, das eine im Süden, das andre im Norden von Afghanistan, in Wehr und Waffen stehn und bereit sind, das für jeden gleich wertvolle Gebiet entweder mit einem Angriffe zu bedrohen, oder als Verteidiger zu beschützen, je nachdem die Umstände es erheischen. England ist seinem Rivalen gegenüber offenbar im Vorteil, da seine Diplomatie es verstanden hat, in den Jahren 1879 und 1880, nachdem eine britische Gesandtschaft in Kabul ermordet worden war, einen überwiegenden Einfluß auf die Geschichte des Reichs dadurch zu erlangen, daß sie dem am 22. Juli 1880 von den afghanischen Fürsten zum Emir gewählten Abdurrahmân eine namhafte dauernde Unter- stützung in barem Gelde und Kriegsmaterial gewährte, wogegen sich dieser ver- pflichteten mußte, mit keiner fremden Regierung politische Verbindungen anzu- knüpfen. Der im Herbst des Jahres 1901 gestorbne Emir Abdurrahmân scheint

auch, wenn schon mit innerm Widerwillen, seinem Versprechen treu geblieben zu sein, doch erschien in London in seinem Todesjahr eine Art Lebensbeschreibung des Despoten (Life of Amir Abdur-Rahmân by Mir Munsehi Sultan Mohamed Khan) in englischer Übersetzung — das Original wurde in persischer Sprache veröffentlicht —, worin er sich folgendermaßen an England wandte: „Ich habe die Menschen, ihr habt das Geld. Das afghanische Bündnis ist für euch unumgänglich notwendig. Ich behaupte auf das positivste, und jeder, der etwas von der Geschichte Asiens und der Macht der Afghanen und ihrem Kampfesmut weiß, wird mit mir darin übereinstimmen, daß keine Großmacht allein gegen eine benachbarte Großmacht erfolgreich kämpfen kann, die Afghanistan zum Verbündeten hat. Die Großmacht, die einen solchen Kampf wagen würde, würde vollständig geschlagen und mit Schmach und Schande bedeckt heimgeschiedt werden.“ Hinter diesen hochtönenden Worten verbirgt sich die Wahrheit insofern, als es in der Tat sowohl den Engländern als auch den Russen nur mit der größten Anstrengung gelänge, in Afghanistan mit bedeutenden Truppenmassen erfolgreich zu operieren, wenn der Emir sein Heer aufböte und die schwer passierbaren Gebirgspässe verteidigte. Die Oberflächengestaltung des Landes ist, wie schon das flüchtige Studium der Karte lehrt, so, daß sich zwar im Süden bei Kandahar und im Norden, im afghanischen Turkestan, europäische Heere mit Leichtigkeit bewegen können; aber im Innern des Reichs türmen sich gewaltige Gebirgsketten und Gebirgsstücke auf, die sich bei einer nur einigermaßen geschickten Verteidigung der hohen Übergänge als unübersteigbar erweisen würden. An Waffen herrscht in Afghanistan kein Mangel, da in der Waffenfabrik des Emirs zu Kabul seit Jahren nicht nur Gewehre des neusten Modells, sogar Mehrlader, sondern auch Geschütze hergestellt werden, und im Jahre 1901 eine Batterie von den Kruppschen Werken bezogen wurde. Die Truppen des Emirs, aus Infanterie, Artillerie, Reiterei und Pionieren zusammengesetzt, sind allerdings nicht nach den Regeln der europäischen Kriegskunst ausgebildet, aber es kann nicht bezweifelt werden, daß sie sich für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes sehr tapfer schlagen würden.

Faßt man das alles ins Auge, so erscheint es durchaus begreiflich, daß England mit Habib Ullah, dem Nachfolger Abdurrahmân's, seinem Sohn aus erster Ehe, nicht nur das mit dem Vater getroffene Übereinkommen erneuert hat, sondern auch daran denkt, es stark zu erweitern, indem die englische Diplomatie die Errichtung einer ständigen Gesandtschaft in Kabul und den Bau von Eisenbahnen von Peshawar nach Kabul und von Tschaman nach Kandahar erstrebt. Der Emir Habib Ullah soll nach Zeitungsberichten geneigt sein, diesen Wünschen der Engländer zu willfahren. Bestätigt sich diese Nachricht, dann haben die Russen, die an der Nordgrenze Afghanistans eine ansehnliche Truppenmacht sollen versammelt haben — es wurde in der Tagespresse von hunderttausend Mann gesprochen —, eine empfindliche diplomatische Niederlage erlitten, die sie bei dem Vorstoß Englands nach Tibet nur schwer verwinden werden. Ginge Rußland aus dem Kriege mit Japan als Sieger hervor, was freilich schon heute als ausgeschlossen zu betrachten ist, dann könnte ein Zusammenstoß der beiden Großmächte in Afghanistan als unvermeidlich für die nächste Zukunft

vorausgesetzt werden, aber auch bei der voraussichtlichen Entwicklung der Dinge ist es keineswegs ausgemacht, daß Rußland ruhig zusehen werde, wenn sich England gewissermaßen häuslich in Afghanistan einrichtete. In England dagegen ist man sich an leitender Stelle, wie die jüngsten Äußerungen hervorragender Staatsmänner beweisen, der Bedeutung durchaus bewußt, die Afghanistan für die Sicherung der britischen Macht in Indien hat, und so wird denn von englischer Seite nichts veräußert und alles unternommen werden, um den „Pufferstaat“ die Rolle spielen zu lassen, die Rußlands gefährliche Pläne am sichersten durchkreuzen könnte.

Wenn der kaum fünfunddreißigjährige Emir Habib Allah gut beraten ist, so kann er aus der gegenwärtigen politischen Lage überaus bedeutungsvolle Vorteile für sein Reich und sein Volk ziehen, und da er nicht so sehr nach blutigen Vorbeeren Verlangen zu tragen scheint, als nach dem Ruhme, den Kulturfortschritt in seinem Lande zu fördern, so könnte es geschehen, daß die eifersüchtige Politik zweier europäischer Großmächte der Zivilisation in einer mittelasiatischen Despotie Eingang verschaffte. Jedenfalls wird die „afghanische Frage“ in der nächsten Zukunft nicht wieder von der Bildfläche verschwinden, und es dürfte deshalb auch deutsche Leser interessieren, über ein Land einiges Zuverlässige zu erfahren, über das im letzten Vierteljahrhundert von deutschen Forschungsreisenden nichts berichtet worden ist, da sowohl der frühere Emir von Afghanistan, als auch die britische Regierung in Indien eine förmliche Grenzsperrre mit aller Strenge aufrechterhielten. In den folgenden Schilderungen und Skizzen dürfte mithin manches Anregende und Fesselnde enthalten sein, jedenfalls aber sind die an Ort und Stelle empfangnen Eindrücke und gewonnenen Erfahrungen, die die Grundlage der schmucklosen Berichte sind, in einem Bilde vereinigt worden, dessen Farben sine studio et ira aufgetragen wurden, keinem zuliebe und keinem zuleide.

### 1. Von Peshawar nach Kabul

Am 27. Juni 1898 wurden von der Polizeidirektion in Peshawar mein Reisepaß und die meine Bestallung im Dienste des Emirs von Afghanistan bezeugenden Briefe einer genauen Prüfung unterzogen, desgleichen die Papiere meines Begleiters, der die Reise als Dolmetsch\*) mitmachte. Da alles in gehöriger Ordnung gefunden wurde, erhielten wir mit einem besondern Reisepaß die Erlaubnis, durch den Khaiberpaß bis an die afghanische Grenze zu reisen. Ohne diese Erlaubnis hätten wir unsre Reise nicht fortsetzen können, da die Engländer den Paß militärisch besetzt halten.

Am 28. Juni, früh 6 Uhr, fuhren wir in Begleitung zweier afghanischer Beamten auf zwei zweirädrigen Karren von Peshawar ab, genau in der Richtung von Ost nach West. Nach zweistündiger Fahrt erreichten wir Dschamrud, das etwa zwanzig Kilometer von Peshawar entfernt ist. Dort ist von den Engländern ein Festungswerk erbaut. Unsre Reiseurkunden wurden

\*) Es war dies Gebhard Fleischer aus Loschwitz bei Dresden, später Leiter der Waffenfabrik des Emirs. Er wurde nach einem lakonischen Telegramm aus Peshawar zu Beginn des Novembers 1904 von einem afghanischen Offizier zu Daka erschossen.

nochmals geprüft, und sodann fuhren wir in derselben Richtung auf das vor uns ansteigende Gebirge zu, an dessen Fuß wir nach Verlauf einer Stunde anlangten. Meine Annahme, wir würden sogleich in eine enge Gebirgsschlucht eintreten, da dort zwei hohe Gebirgsketten, von Norden nach Süden auslaufend, zusammenzutreffen scheinen, erwies sich als irrig. Der vermutete Durchlaß ist nicht vorhanden, die beiden Gebirgsketten sind durch einen Querringel miteinander verbunden. Dieser Querringel ist jüngern Ursprungs, was man am Gestein leicht erkennen kann; er bildet einen Sattel, über den eine in Serpentin gebaute Fahrstraße führt. Wir fuhren ziemlich rasch bergan, hielten aber im Schatten der Felsen öfter Rast, um uns an Sodawasser und Limonade zu erlaben, denn Hitze und Durst waren groß. Nach dreistündiger Fahrt hatten wir den Gipfel des Sattels erreicht. In scharfem Trabe ging es dann auf der auch jenseits in Schlangenwindungen abwärts führenden Straße bergunter in eine ganz kahle Fessenschlucht hinein, an deren Sohle wir eine aus mehreren hundert Pferden, Kamelen und Eseln bestehende Karawane fanden, die an demselben Tage um drei Uhr Morgens in Peshawar aufgebrochen war. In dieser Schlucht löschten Menschen und Tiere mit ziemlich gutem Wasser ihren brennenden Durst. Auch unsre Karrenlenker und Pferde stürzten zum Labfal der Dürstenden und tranken in Eintracht an der Wasserrinne. Nach kurzer Rast fuhren wir durch eine enge Fessenschlucht auf sanft ansteigender, guter Straße weiter. Wo sich die Schlucht etwas verbreiterte, sahen wir Stein- oder Schotteranhäufungen, als Schützendeckung hergestellt. Streckenweise gestaltete sich die Schlucht zu einem breiten Tale; überall waren Maßnahmen zur Verteidigung sichtbar. Um 3 $\frac{1}{2}$  Uhr Nachmittags etwa erreichten wir Lundikhana (Ländkottel), wo die Engländer eine Befestigung angelegt hatten. Indische Truppen standen zu dieser Zeit in namhafter Stärke an dem Platze, da die Feindseligkeiten mit den umwohnenden Stämmen noch nicht eingestellt waren.

Wir fuhren in das ungefähr acht bis zehn Minuten vom Festungswerk entfernte und unterhalb liegende besetzte Karawanenlager, wo wir in einem elenden Raum Unterkunft fanden und uns auf Betten, die aus Schilf geflochten waren, zur Ruhe niederstreckten. Ein von unsern afghanischen Begleitern aus Peshawar beauftragter Diener fächelte uns mit einem großen Fächer frische Luft zu, da die Hitze für uns Europäer fast unerträglich war. Nach Sonnenuntergang ließen wir unsre Betten in den Hofraum des Gebäudes tragen, wo wir die Nacht verbrachten. Die kühlere Abendluft erquickte uns ungemein. Als sich die Schatten der Nacht herniederzulassen begannen, besichtigte ein englischer Offizier das Karawanenlager, das von indischen Soldaten bewacht war. In gebrochnem Deutsch fragte er mich nach dem Ziel und dem Zweck unsrer Reise. Mit wenig Worten gab ich ihm die gewünschte Auskunft. Später bemerkten wir, daß auf dem flachen Dache des uns angewiesnen Häuschens ein englischer Wachtposten stand, der uns, da wir im Freien schliefen, genau beobachtete konnte. Die englische Grenzwache war äußerst vorsichtig; sie mochte uns wohl für Späher oder Rundschafter halten.

Am nächsten Morgen, es war der 29. Juni, verließen wir um sechs Uhr früh das Lager von Lundikhana und fuhren auf unsern Karren in westlicher

Richtung bergabwärts in eine enge Schlucht hinein. Die Straße ist gut, sie zieht sich jedoch häufig hoch an Felswänden hin und entbehrt jedes Schutzes, sodaß eine Fahrt auf ihr nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehört, besonders wenn dem Reisenden, wie es uns geschah, mehrere hundert Wagen entgegenkommen. Diese von schweren Ochsen gezogenen Gefährte waren mit Trinkwasser für die Besatzung von Lundikhana beladen. Auch eine große Menge Lasttiere begegnete uns, und ich geriet in Ärger darüber, daß unser Kosselenker immer auf der rechten Seite auswich und dabei hart an den Rand der Straße fuhr, wodurch wir Gefahr liefen, unversehens in die Tiefe zu stürzen. Mein entschiednes, mit der Androhung körperlicher Züchtigung verbundnes Verlangen, von dieser übertriebnen Höflichkeit abzustehn, brachte unsern Automedon schließlich zur Vernunft. Nach dreiviertelstündiger Fahrt langten wir bei einem von den Engländern angelegten Wasserwerk an, das von englischen Soldaten bewacht wird. Aus diesem Brunnen bezieht die Garnison von Lundikhana ihr Trinkwasser. Wir waren an der Grenze Afghanistans.

Rechter Hand an einer Felswand weiterfahrend nahmen wir auch an dem schlechtern Zustande der Straße wahr, daß wir nicht mehr auf englischem Boden waren. Nach einer kurzen Fahrt kamen die vom Emir uns entgegengesandten Afghanen mit Pferden des Wegs, von denen ich sogleich eins bestieg, froh über das Ende unsrer Karrenfahrt. Als wir uns anschickten, unsre Reise fortzusetzen, überraschte uns ein englischer Reiter, der uns nachgeschickt worden war, mit dem Ersuchen, nach Lundikhana zurückzukehren, da uns der dort befehlige General zu sehen und zu sprechen wünsche. Da ich keine Lust zeigte, diesem sonderbaren Verlangen Folge zu leisten, näherte sich uns ein englischer Offizier und wiederholte den Wunsch des Generals sehr höflich. Mit innerm Widerstreben gab ich dieser Bitte nach, blieb jedoch auf dem afghanischen Gaul sitzen, während meine Reisegefährten fuhren. Bei dem erwähnten Wasserwerk angekommen, wurden wir von englischer Reiterei, die vom Leder gezogen hatte, in die Mitte genommen. Rasch ging es nach Lundikhana zurück, wo uns die Reiter mit gezogenen Säbeln bewachten. Der Adjutant des Generals forderte uns auf, ihm unsre Pässe und andre Beglaubigungsschreiben zu übergeben, ein Begehren, dem wir selbstverständlich willig entsprachen. Sodann begab sich der Adjutant zum General. Nach zweistündigem Warten erhielten wir von jenem unsre Papiere zurück. Zugleich erteilte der Offizier den Befehl, daß uns acht englische Soldaten bis zur afghanischen Grenze begleiten sollten. Mit diesem Geleite machten wir uns wieder auf den Weg und wurden, an der Grenze angekommen, von dem Führer der afghanischen Soldaten, die als unsre Bedeckung bis Kabul dienen sollten, willkommen geheißen. Der Mann hatte, von unsrer unfreiwilligen Rückkehr nicht unterrichtet, schon auf verschiedenen Wegen nach uns Ausschau halten lassen. Nachdem er dem Unteroffizier, der die englischen Soldaten befehligte, unsre Übernahme bestätigt hatte, traten diese den Rückmarsch in Begleitung der beiden aus Peshawar mit uns gekommenen afghanischen Beamten an. Erst später wurde es mir klar, aus welchem Grunde wir von den Engländern nach Lundikhana mochten zurückgeführt worden sein. Am Abend vor unsrer Abreise waren wir in Peshawar mit zwei englischen

Offizieren an einer Speisetafel zusammengetroffen, und mein Begleiter Gebhard Fleischer unterhielt sich mit ihnen über verschiedene Schießwaffen, wobei er erwähnte, daß auch wir einige Stück der neuesten Waffen, wie Mauserpistolen, mit uns führten. Die Offiziere wurden stutzig, da sie vermutlich in uns, den Waffenkundigen, Leute sahen, die nicht in friedlicher Absicht reisten. Vielleicht setzten sie auf telegraphischem Wege den General von Lundikhana von unsrer Ankunft in Kenntnis. Das Verfahren der Engländer gegen uns läßt sich ohne eine solche Annahme sonst kaum erklären.

Wir hielten eine kurze Rast. Der Kommandant der Afghanen fragte mich, ob wir an Ort und Stelle über Nacht zu bleiben oder nach Daka weiter zu reisen wünschten. Da in der allerdings nicht sehr engen Felschlucht, in der wir uns bewegten, außer einer schmutzigen Höhle kein Ort war, an dem wir vor den brennenden Sonnenstrahlen hätten Schutz finden können, gab ich dem Befehlshaber zu verstehen, daß wir weiter reisen wollten. Dieser war über unsern Entschluß erfreut, und wir bestiegen, nachdem ich meine Feldflasche mit Wein gefüllt hatte, unsre Pferde. Unser Gepäck wurde rasch etlichen Tragtieren aufgeladen, und wir setzten unsern Marsch in einem als Straße benützten, trocknen Flußbette in der Richtung auf Daka fort. Unsr Bedeckung bestand aus acht afghanischen Soldaten zu Pferde und derselben Anzahl zu Fuß, den Befehlshaber nicht mit gerechnet. Die Reiter waren mit Karabinern und Säbeln, die Fußsoldaten mit Gewehren, vier Mann sogar mit guten Hinterladern (Schweizer System), die übrigen vier jedoch mit uralten Steinschloßflinten bewaffnet. Der Kommandant mahnte zur Eile, und wir ritten so rasch, als es die Rücksicht auf die Infanteristen erlaubte.

Die Hitze in der Schlucht war furchtbar, da von oben die Sonne allzu freundlich herniederbrannte, und uns von vorn eine wahre Backofenglut entgegenwehte. Ich wußte nicht, ob ich mich mit meinem doppelten Schirm gegen die sengende Sonne oder gegen diesen Bluthauch schützen sollte. Mein Thermometer, das ich in meiner rechten, den Sonnenstrahlen nicht ausgesetzten Rocktasche verwahrte, zeigte sechzig Grad Celsius über Null. Die Lackriegel auf unsern Koffern schmolzen in dieser Hitze, und in meinem Koffer fand ich später Siegellackstangen an den Enden zusammengeklebt. In dieser fürchterlichen Felschlucht fanden wir nur einen einzigen kleinen Brunnen, dessen Wasser ich nicht trinken konnte, da es zu warm war. Während meine Begleiter an diesem Brunnen weilten, ritt ich, von zwei Reitern gefolgt, voraus. Um meinen brennenden Durst zu stillen, nahm ich ab und zu einen kleinen Schluck aus meiner Feldflasche, was mich erquickte und stärkte. Ich hatte am Morgen dieses Tages nur eine Schale Tee genossen. Bald nachdem die Zurückgebliebenen uns wieder erreicht hatten, öffnete sich die Schlucht, und wir sahen ein breites Tal vor uns liegen, in dessen Mitte liebliches Grün sproßte. Wir hatten Daka am Kabulflusse erreicht und begaben uns in das befestigte Karawanenlager, wo wir in der Wohnung des Befehlshabers unsrer Bedeckung untergebracht wurden. Der Kommandant wohnt im Sommer mit seinem Adjutanten am Kabulflusse, etwa zweihundert Meter vom Karawanenlager entfernt.

Die uns angewiesnen, im ersten Stockwerk liegenden Stuben waren bis auf zwei aus Schilf geflochtne Bettstellen vollständig leer. Hier will ich einschalten, daß auch in Indien, die großen Gasthöfe ausgenommen, dem Reisenden Bettwäsche und Bettzeug nicht zur Verfügung gestellt werden, weshalb dort Arm und Reich auf Reisen diese Dinge mit sich führt. Mein Begleiter und ich, mit dieser Eigentümlichkeit nicht vertraut, mußten schon in Peshawar auf anständige Betten Verzicht leisten, doch konnte dies unsern Humor nicht trüben, zumal da wir uns als ehemalige Soldaten über eine solche Unbequemlichkeit hinwegzusetzen vermochten. Einen Koch hatten wir in Peshawar in Dienst genommen.

Der Führer unsrer Bedeckung machte uns den Vorschlag, in Daka einen Tag zu rasten. Wir gingen gern darauf ein. Als wir uns am 1. Juli frühmorgens zum Aufbruche rüsteten, schien die ganze Landschaft gleichsam in Staub gehüllt, denn ein heftiger Wind hob ungeheure Massen Wüstenstaubs empor und wehte sie über das Land, sodaß man kaum auf hundert Schritte in der Runde deutlich sehen konnte. Der Kommandant erklärte, bei diesem Wind und Staube sei an die Weiterreise nicht zu denken, und so blieben wir noch einen Tag in dem unwirtlichen Daka, bis sich der Sturm in den Lüften wiederum gelegt hatte. Daka liegt inmitten eines fast kreisrunden, von ganz kahlen Bergen umschlossenen Tales, das der Kabulfluß durchzieht. Wo der Boden von dem Flusse bewässert wird, ist er mit freundlichem Grün bedeckt und sehr fruchtbar; dieser Teil ist jedoch verhältnismäßig klein, alles übrige Land ist eine öde Stein- und Sandwüste.

Am 2. Juli verließen wir Daka in Begleitung unsrer Schutzmannschaft und ihres Führers. Nach einer Stunde kamen wir an den Fuß eines niedrigen Gebirges und ritten in eine enge Schlucht hinein, mein Begleiter und ich an der Seite des Kommandanten. Dieser sandte einen unsrer Reiter voraus, damit er erkunde, ob der Engpaß frei und sicher sei. Uns riet der Führer, in der Mitte der Bedeckungsmannschaft zu reiten, und wir befolgten diesen Rat, obgleich wir dessen Ursache nicht erkannten, ohne Zögern. Bald sahen wir zu unsrer Linken auf einem hohen Felsen ein kleines Wächterhäuschen, vor dem ein Mann stand. Von dort aus konnte er die Straße zu beiden Seiten des Passes überschauen. Unter dem Felsen war ein Zelt aufgeschlagen, auf dessen dunkelhäutige Bewohner der Adjutant unsers Befehlshabers zusprengte, um sich von ihrer Gesinnung zu überzeugen. Die schwarzen Gesellen schienen friedfertig zu sein, denn sie kamen dem Reiter mit einer Friedenspfeife (persisch Dschilim) entgegen, aus der der Adjutant einige Züge machte. Durch diese Förmlichkeit wurde die gegenseitige Friedensliebe bekundet. Mein Begleiter und ich begriffen nun ohne weiteres, warum uns der Kommandant, bevor er die Absicht der wilden Kerle erkannt, empfohlen hatte, in der Mitte unsrer Bedeckung zu reiten. Nachdem wir durch den Engpaß gekommen waren, ritten wir in einem Tale auf guter Straße eine starke Stunde fort, um sodann auf einem kleinen Hügel neben der Straße im Schatten einiger Bäume zu rasten. Aus einem in der Nähe liegenden großen Dorfe kamen die Vornehmsten der Bewohner und begrüßten sowohl uns als den Befehlshaber. Als wir uns

zur Fortsetzung unsers Marsches rüsteten, bot mir der Kommandant, der sich dort von uns empfahl und uns eine gute Reise wünschte, sein Pferd an, da ich von Daka bis zu diesem Dorfe ein wildes, unbändiges Tier reiten mußte. Ich nahm das Anerbieten selbstverständlich dankbar an. Nach Verlauf einer Stunde mußte ich leider von dem Rücken des geliehenen Gauls herab, da wir bei einer Ortschaft an der Grenze des Gebiets angelangt waren, wo der Führer unsrer Bedeckung befehligte. Das Pferd wurde zurückgeschickt, und für mich ein anderer Bukephalos von der Weide geholt und gesattelt, worauf wir weiter zogen. Bald gelangten wir in ein großes, flaches Tal, das uns mit seiner baumlosen Öde und vielen angeschwemmten Steinen keineswegs anmutete. Unser Führer zeigte uns im Südwesten dieses Tales einen weit entfernten grünen Flecken mit dem Bedeuten, daß wir dort Halt machen würden. Obwohl wir dem bezeichneten Punkte mit möglichster Beschleunigung in gerader Richtung zustrebten, kamen wir nur langsam vorwärts, da über das Steinfeld keine Straße führt, sondern nur furchenartige Wege nebeneinander laufen, die von Pferden, Kamelen und Eseln ausgetreten worden sind. Ein Ritt über ein solches Geröll ist nichts weniger als angenehm, denn die Pferde haben keinen sichern Tritt. Wir brauchten denn auch drei Stunden, bis wir den grünen Flecken, ein ziemlich großes Dorf, erreichten. In einem Parke außerhalb des Ortes schlugen wir unser Lager auf, um uns mit Behagen auszuruhen und von der Anstrengung des Marsches zu erholen, den namentlich die Hitze so beschwerlich gemacht hatte. Unsrer Reit- und Tragpferde wurden nahe bei uns angepflockt.

In der Nacht, als wir in tiefem Schläfe lagen, machte sich ein unruhiges Tier los und stürzte sich auf seine Gefährten. Binnen wenig Augenblicken waren sechzehn Hengste ihrer Fesseln ledig, und es begann mit Schlagen und Beißen, Schnauben und Wiehern, Stampfen und Wäumen ein in seiner Art klassischer Rosskampf, wobei der Boden erzitterte, und viele Pferde niedergerannt wurden. Der Mond schien zwar sehr hell, aber wegen des vielen aufgewirbelten Staubes konnten wir den fesselnden Kampf in seinen Einzelheiten schwer verfolgen, zumal da unsre Lage nichts weniger als gemächlich war. Die Leute unsrer Bedeckung nahmen, um uns zu schützen, rings um unser Nachtlager Aufstellung, und wir deckten uns, so gut es eben gehn wollte, hinter dem großen Baume, unter dem wir uns gebettet hatten. Das Getümmel der Pferde währte etwa zehn Minuten, bis es den Reitern gelang, die streitlustigen Rosse einzufangen und von neuem anzupflocken. Am nächsten Morgen wurde Nachschau gehalten, ob einige der rasenden Tiere bei dem Kampfe bedenkliche Verletzungen erlitten hätten, doch wurden nur mehrere große Beulen entdeckt, die von Hufschlägen herrührten. Da die Pferde nicht mit scharfen Eisen beschlagen waren, konnten sie sich glücklicherweise nicht arg verwunden.

Am 3. Juli setzten wir unsre Reise über das öde Steinfeld in der Richtung nach Nordwesten fort. Zur Linken hatten wir ein sehr hohes, mit Schnee bedecktes Gebirge, das unsre Begleiter Sefid-Koh (Weißes Gebirge) nannten. Diesen Namen trägt die gewaltige Bodenerhebung deshalb, weil sie in ewigem Schnee weiß erglänzt. Nach dreistündigem Ritt erreichten wir ein niedriges

Gebirge. Die Straße, die von dort an in der Richtung Südnord verläuft, wurde wieder besser. Nach einer weitem Stunde kamen wir in das Tal von Dschelalabad. Wir verließen die nach links gegen diese Stadt abbiegende Straße und ritten geradeaus zum Kabulflusse, an dessen Ufer wir durch hohes Schilf zu einer aus leichtem Holz und Schilf erbauten Hütte gelangten. An dieser Stelle des Flusses wurden, als wir dort anlangten, mehrere tausend Föhrenklöße gelandet. Solche Klöße werden, wie ich hier einschalten will, immer mehrere zusammengebunden, in dem Flusse nach Peshawar geschwemmt, wo sie zu Brettern und Bauholz zerlegt werden. Über die Wälder Afghanistans werde ich in einem andern Kapitel berichten.

Bei der Hütte hielten wir und wurden ersucht, einzutreten. Diesem Ersuchen leisteten wir gern Folge, da wir in der Hütte Schutz vor der brennenden Sonne und eine Stätte der Erholung zu finden hofften. Zehn oder zwölf anständig aussehende Männer begrüßten uns, als wir eintraten, sehr höflich, ja ehrfurchtsvoll. Als wir uns setzten, griff der Älteste und Vornehmste der Männer, ein weißhaariger Greis, mit beiden Händen in einen Haufen frischer Rosen, die auf einem über den Boden gebreiteten Tuche lagen, und überschüttete dreimal, zuerst mich, dann meinen Begleiter, mit einer wahren Flut duftiger Blüten. Nach dieser ebenso eigentümlichen als sinnigen Begrüßung wurden wir mit gutem frischem Obst und Tee bewirtet. Nachdem wir uns sattfam erquickt hatten, dankten wir unsern Wirten herzlich für ihre liebenswürdige Gastfreundschaft, die unsre Gemüter um so angenehmer berührt hatte, als wir sie bei dem nach europäischen Begriffen ungebildeten Volke niemals vermutet hätten. Der überraschende Empfang war übrigens vorher geplant gewesen, denn wir mußten die Straße verlassen, um zu dieser Hütte zu gelangen. Unsrer Bedeckung war also davon unterrichtet, sonst wäre sie mit uns auf der Straße geblieben.

(Fortsetzung folgt)



## Ist das Reichwerden leichter geworden?

Von Otto Freiherrn von Boenigk in Halberstadt



in beliebtes Thema im Kreise der Kannegießer ist die Klage darüber, daß man früher viel leichter habe reich werden können als heute, wo alle Berufe überfüllt, alle Waren in viel zu großen Massen zu den niedrigsten Preisen zu haben seien. Wieder mal ein Stück der langweiligen und sentimentalen Sehnsucht nach der „guten alten Zeit,“ die eigentlich durch die stattlichen Zahlen in den Steuerbüchern unsrer Großstädte ohne weiteres ad absurdum geführt werden könnte. Es hat wohl kaum je eine Zeit für unser liebes deutsches Vaterland gegeben, wo es dem Einzelnen so außerordentlich leicht gemacht worden wäre wie heute, die Hände, mit denen er ins volle Menschenleben hineingreift, goldbeschwert wieder hervorzuziehen.